

DER WEISSE BÜFFEL

Interpretation von Franz-Albert May

Ernst Wiechert hat 49 Erzählungen bzw. Novellen geschrieben. Die 50ste - "Veronika" - möchte ich nicht hinzuzählen, da sie, formal gesehen, nicht den Kriterien dieses literarischen Typus entspricht. Es handelt sich vielmehr um ein rührendes Gedenken Wiecherts an seine Tante Veronika, der er in "Wälder und Menschen" ein eigenes Kapitel gewidmet hat. Von diesen 49 Werken verschiedenen Umfangs sind nunmehr fünf im Buchhandel erhältlich: drei Frauengeschichten (darunter "Regina Amstetten"), die "Hirtennovelle" und "Der weiße Büffel". Das würde ich auf eine permanente Aktualität der Inhalte zurückführen; beim "Weißen Büffel" kommt noch hinzu, daß sich Ernst Wiechert wie wohl kein anderer Schriftsteller in einer beispielhaften Kühnheit gegen die Vergötzung des Staates und den staatlichen Totalitätsanspruch gewandt hat, und das mitten im sogenannten "dritten Reich", nämlich im Jahre 1937. Was Wunder, daß die Vorlesungen aus diesem Werk im Winter '37 auf '38 durch Beauftragte der Reichskulturkammer gewaltsam gestört wurden und erst zehn Jahre später - 1947 - die Veröffentlichung der Erzählung erfolgte. Seit ihrem Bekanntwerden wurde Ernst Wiechert von den Nazis, denen er schon einige Zeit verdächtig war, ständig beobachtet und, als er sich später in einem offenen Brief für die Freilassung des Pastors Martin Niemöller einsetzte, schlug die Gestapo zu und sperrte ihn im KZ Buchenwald ein. Über die dort verbrachte Zeit sind wir, teilweise durch den Dichter selbst, orientiert. Kritiker haben u. a. Wiecherts Überbetonung der Welt der Schatten und des Irrealen beanstandet. Wir verargen ihm diese Eigenschaften nicht, haben uns aber halt damit auseinandersetzen. Solche Irrealitäten dürften sich in keinem seiner Werke so häufen wie gerade im "Weißen Büffel". So waren Deutungs- oder Interpretationsversuche schwierig, sind subjektiv geprägt und erheben keinen Anspruch darauf, daß sie sich immer mit den Vorstellungen des Autors oder anderer Leser bzw. Hörer in Einklang bringen lassen. Diese Einfügungen bestreiten zu einem wesentlichen Teil mein eigenes Zutun, wenn Sie jetzt einen Extrakt aus der Erzählung hören, wel-

cher die aus Zeitgründen bis, auf einige ganz wenige Ausnahmen nicht möglich gewesene Lesung ersetzen soll. Sie erleben also gerafft Wiechert pur, und damit geht nicht allzu viel von dem kostbaren Text verloren.

Die Legende spielt lange vor Christus in Indien. Sie beginnt mit der Geburt ihres künftigen Helden Vasudeva in einem kleinen Dorf am Ganges. Mit dieser Geburt läßt Wiechert ein Ereignis zusammenfallen, welches bereits eine erste interpretatorische Frage aufwirft: Der am Ufer der "heiligen Wasser" sitzende halbblinde Dorfälteste wird von einem Tiger in den neben der Hütte des Neugeborenen beginnenden Dschungel geholt, so daß der leise Schmerzenslaut der Gebärenden vom Todesschrei des alten Mannes über-tönt wird. Wie die Frauen des Dorfes den Vorgang als ein - natürlich böses - Zeichen ihres Gottes Schiwa ansehen, drückt es der inzwischen heimgekehrte Vater so aus: "Er (der Sohn) wird andere tragen (als der Tiger), aber Blut wird an seinen Händen nein." Wir werden sehen, wie der älter gewordene Vasudeva mit solchen Problemen konfrontiert wird. In seiner Kindheit und Jugendzeit deutet jedenfalls nichts auf jenes beunruhigende Vorzeichen und die Worte seines Vaters hin Er wird ein richtiger Junge, ernährt sich wie alle Dorfbewohner einfachst, hütet oft ihre einzige Kuh und vereinigt sich mit den anderen jungen Flirten, um gemeinsam eine kleine Herde zu betreuen, spielt mit ihnen, wobei es natürlich auch schon mal um mehr oder weniger harmlose Waffen wie einen Bambusbogen oder leichte Speere geht. Aber sie hatten auch schon Gefahren zu gewärtigen, wenn etwa was zu einer so ungeheuren Gegend gehörte, der Tiger um die Trinkstellen der Tiere strich. So hatten sie am Abend viel zu erzählen, und der Vater' trug aus seiner reichen Erfahrung zu den Berichten bei. Durch das Dorf ziehende Bettler oder Heilige erzählten indes vorwiegend von blutiger Unterdrückung und harter Gewalttat der Herrschenden, die ihre Knechte aussandten, um Steuern zu erpressen oder Vieh zu rauben, die aber selbst immer In der Ferne blieben.

Und solches Vernehmen bestärkt die Dorfbewohner in ihrer Überzeugung, daß sie eigentlich in ihrer Beschränkung vor solchen Heimsuchungen gefeit seien. Und sie segneten ihr Los, das ihre Hütten arm, ihre Äcker klein und ihren Sinn demütig gehalten hatte. Vasudeva jedoch bewegten diese Dinge so in seinem Herzen, daß er den Fremden verfolgte und bat, noch mehr von dem hören zu dürfen, was bei den Gewaltigen geschah. Sein Vater strafte ihn

dafür, wenn er ganz erregt und verwirrt davon nach Hause kam, in der Nacht aber stahl er sich zur Mutter, um ihr zuzulüftern, was er an Unerhörtem vernommen hatte. "So viel", sagte er mit bebenden Lippen. "So viel und so weit ..." Die Erwiderung der Mutter zwingt zu einer wenn auch schwierigen Deutung: "Es ist der Trug", sagte sie, nichts als der Trug, aber du mußt alt werden, um hinter dem Schleier das Bild zu sehen - die Götter mögen deine Füße leiten ..." Mit dem Trug mag die gerade in ihrer Einfachheit weise Frau meinen, wie sich eben diese "Gewaltigen" im Grunde selbst betrügen, indem sie mehr scheinen wollen als sein - das Sein ist dem ersten weit überlegen, es ist die Frucht des Lebens, die man einbringen sollte. Ich möchte dazu gern einen Spruch einfügen, der für uns persönlich ein Wegweiser im Leben ist.

*Wir sind das,
zu dem uns unser Haben macht.
Je mehr wir haben,
umso mehr scheinen wir zu sein.
Denn unser Sein
heißt Haben
und unser Werden
Immer-Mehr-Haben-Wollen.
Auch wenn dadurch
keine Zeit bleibt
für das Sein.*

Von dem Vater verlautet übrigens fürderhin nichts mehr als es zu Beginn des zweiten Teiles heißt: Die Asche seines Vaters war schon lange im Strom versunken, oder der Wind hatte sie in die blühenden Wälder geführt. Eine umso größere Rolle spielt im weiteren Verlauf der Geschichte die Mutter, wobei mir wieder die bekannte Tatsache bewußt wird, daß sich die Beziehung einziger Söhne gefallener oder verstorbener Väter zur Mutter besonders eng gestaltet, abgesehen davon, daß die Verbundenheit zwischen Müttern und Söhnen überhaupt im allgemeinen stärker ist als zwischen Müttern und Töchtern. -

Von nun an verändert sich Vasudevas Wesen immer mehr. Er distanziert sich innerlich von seinen Gefährten und ihren Spielen und schlägt leicht zu, wenn er gereizt wird. Dann verzieht er sich in die Natur, an den Strom und auf ihm nicht erlaubte Wege. Dabei kommt er immer mehr ins Nachdenken: Woher kam das Wasser, wohin ging die Sonne am Abend, wer ließ die Sterne aufleuchten, warum war sein Herz so schwer? Er möchte am liebsten fortgehen, weit weg und kein Ende würde es für ihn geben, für alle anderen, aber nicht für ihn. Dann schlich er sich in der Dämmerung zu den jungen Hirten und stürzte sich mit einem wilden Schrei auf sie, nahm dann gern ihre Schläge auf sich und wehrte sich nur spielend; trieb dann mit ihnen die Herde ins Dorf zurück, wonach er erzählte, dass er mit dem Tiger gekämpft und auf einen langen blutigen wie ein Schwerthieb über seine Brust laufenden Riß hinwies. Keinem wurde klar, was in ihm vorging, nur die Augen seiner Mutter ließen keinen Zweifel daran.

- Als er sechzehn Jahre alt war und einige seiner Gefährten schon eine Frau hatten, vernahm er eines Tages in der Umgebung nie gehörte Laute, leises Dröhnen und Klirren, woraufhin er und die anderen sich schnell in den Schatten der Bäume stahlen. Und nun mehrten sich die Anzeichen von einem Überfall auf das Dorf. Vasudeva sorgte als erstes durch hartes Antreiben der Hirten dafür, daß die Herde im dämmernden und sonst gefürchteten Wald Zuflucht nahm und dort von dreien der jungen Leute streng bewacht wurde. Dann erblickte er, wie immer den Bogen in der Hand, die Fremden, die ihrerseits mit Lanzen, Schwertern und Peitschen ausgerüstet waren. Sie waren gekommen, um im Auftrag des großen Königs und Herrn die Steuer zu holen, die seit Jahren ausgeschrieben sei und von der dieses Hundedorf wahrscheinlich niemals etwas gehört habe. Vasudeva starrte atemlos in die Gesichter der Fremden, von denen die Kunde schon dunkel umgelaufen war, daß sie, aus fremden Länder] mit fremden Göttern und fremder Sprache kommend, auf die Dorfbewohner herabsähen als auf Knechte, deren Frauen und Vieh man nehmen konnte und deren Leben soviel wert war wie das des Blattes, das man zwischen den Fingern spielend zerriß. Die Frauen schrien vergeblich, daß sie nichts besäßen, natürlich umsonst, der Dorfälteste erhielt als erster die Peitsche auf die Schultern, und die Reiter schlossen einen Kreis um den mit Menschen gefüllten Platz. Da hob Vasudeva, vor dessen Augen alles verschwamm bis auf das Gesicht des Fremden, der eben

geschlagen hatte, seinen Pfeil zwischen die Augen dieses Mannes gerichtet und war gerade drauf und dran, abzudrücken als eine braune, sanfte Hand seinen linken Arm herunterbeugte, so daß der Pfeil in die linke Wade des ältesten seiner Gefährten fuhr und am Schaft sehr schnell das Blut entlangtropfte, noch bevor der Schmerzensschrei die Gesichter der Menge herumwarf und, ohne daß sie die Ursache erkannten, zu neuem Jammer verzerrte. Vasudeva wird nun von seiner Mutter aus der Gefahrenzone, wollen wir mal sagen, herausgeführt bis in den Schatten des Waldes, aus dem der Tiger in der Stunde seiner Geburt den Todesstoß gewagt hatte. "Vasudeva, mein lieber Sohn", sagte sie leise, "die Götter, denen du dienst, haben nicht erlaubt, daß wir Blut vergießen - und nicht immer ist der Pfeil der beste Weg zur Gerechtigkeit". Hier klingt erstmals dieser Tenor an, der der Erzählung den Nebentitel "von der großen Gerechtigkeit" verliehen hat. Im anschließenden Gespräch vertritt Vasudeva seine von der Mutter abweichende Überzeugung, den einem versetzten Schlag parieren zu müssen. In diesem Zusammenhang werden wir an die Problematik von Jesu Worten (Matthäus 5, Vers 38 und 39) erinnert: "Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: 'Auge um Auge, Zahn um Zahn'. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar." Ähnliche Weisungen gibt es, wie wir eben von der Mutter gehört haben, offenbar im Glauben des Hinduismus, dem sie ganz sicher angehört. Dessen Hauptgötter Brahma und Schiwa werden ja auch einige Male im Text erwähnt. Im übrigen weist die Mutter den Sohn darauf hin, daß keiner im Dorfe mehr am Leben sein würde, wenn der Pfeil den fremden Mann getroffen hätte. Aber das von dessen Leuten angerichtete Leid reicht auch so. Vasudeva spricht dann noch von der Schande, welche die Mutter ihm angetan habe, worauf sie erwidert: "Ich gehe nun und wasche meine Schande ab". Das lasse ich nun mal im Raum stehen. Vasudeva jedoch zieht sich für drei Tage zurück, und seinen währenddem angestellten Überlegungen folgen Konsequenzen. Er bestellt zur Nachtzeit seine Gefährten an einen bestimmten Ort. "Ihr zittert", sagte er zu ihnen, "aber ich habe euch gerufen, damit andere vor euch zittern sollen". Wer nicht verlassen wolle, was ihm bisher alles vertraut geworden, solle zurückgehen. "Ich habe erfahren, daß die Götter jener Fremden anderes verbieten und erlauben als die unsrigen. Diese verbieten die Gewalt und erlauben die Schande. Jene verbieten die Schande und erlauben die Gewalt. Auch den Tod ...

Ich will nicht an ihre Götter glauben, aber ich will, daß ein Peitschenschlag mit einem Pfeil beantwortet werde. Wer nicht mehr hören will, der soll gehen!". Einer, auch einer Witwe Sohn (!), schließt sich aus, wird aber mit dem Tode bedroht, wenn er nicht schweige. Der anderen Gesichter aber begannen von einem inneren Feuer zu leuchten; was, wenn auch Vasudeva hinsichtlich ihrer Gefolgstreue noch etwas skeptisch ist, das sattsam bekannte "Führer, befehl, wir folgen dir!" signalisiert. - Am übernächsten Morgen wird dann das Fehlen von zehn jungen Leuten von den Dorfbewohnern mit einem unguuten Gefühl bemerkt. Vasudevas Mutter aber tut so, als wüßte sie von nichts. Sie bittet jedoch die Mutter des ebenfalls verschwundenen Jungen um den Pfeil, den dieser statt des Fremden durchbohrt hatte. Dieser Pfeil wird für sie, wie ich sagen möchte, zu einem Heiligtum, vor dem sie oft zu Gebeten niederkniet. Von diesem Pfeil werden wir künftig noch hören.¹

- Eines Tages kam ein Bettler und erzählte, daß er auf seiner alten Straße, auf der er trotz in vielen Dörfern erhaltener Warnungen weitergezogen war, in ein Land gekommen sei, wo es die alten Götter nicht mehr gab und die Ortschaften leer von Menschen und Tieren waren, und nur in der größten lebten diejenigen, die das Schwert aufgerichtet hätten über einem armen Land. Bei seiner Erzählung fällt dem Bettler auf, daß ihm die Menschen in dienern (uns von Anfang an bekannten) Dorf anders lauschen als dort, wo er bisher durchgekommen war. Eines Abends sei er beinahe von einer Lanze getroffen worden, die plötzlich vor seinen Weg geschleudert war, und zwar von einem im Gesicht unkenntlich gemachten Jüngling, der auf einer verbrannten Schwelle saß. Dieser macht dem Bettler nun Angaben, wie und wie lange er von hier aus gehen solle, um in ein Dorf zu kommen, über dessen größter Hütte drei hohe Palmen bis zum Himmel reichten, und der Schaft der mittelsten würde einen Einschnitt haben, eine verheilte und verdickte Wunde. Dort solle er rasten und von dem Abend mit ihm, dem jungen Mann oder eher Knaben, erzählen. Bei Erfüllung des Auftrages erschrickt der Bettler auf einmal, als er bemerkt, wie aller Augen der Zuhörenden auf eine Stelle

1. Versuchen wir also gleich hier eine Deutung. Wenn ich von einem Heiligtum spreche, so in dem Sinne, daß der Pfeil von nun an wie ein solches behütet wird oder gehütet vor einer künftigen todbringenden Anwendung.

hinter ihm starren, wo die drei Palmen stehen. Und nun berichtet der Bettler weiter, daß der Jüngling ihn nach Erteilung der Weisung in ein großes unversehrtes Dorf geführt habe mit Jünglingen, Herden, Mädchen, wo der Knabe trotz seiner Jugend große Achtung genoß. Er wurde als Gast überschüttet, und es fiel ihm überhaupt der dort herrschende Reichtum und Überfluß auf. Dabei herrschten Zucht und Ordnung. Und es gab ein Fest wie von Fürsten und nicht ... nun, eben von Verlorenen. Nach dieser dem Bettler ebenfalls auferlegten Schilderung fragte eine flüsternde Frauenstimme (in der wir unschwer Vasudevas Mutter erkennen): "Und keine Botschaft?", was der Bettler verneint, nur daß er in das Haus, in das eine Frau ihn führen werde, gehen und lange am Feuer sitzen solle, um ihm (Vasudeva) sagen zu können, wie der Geruch des Rauches war. Am Morgen des Abschieds erhält er von der Frau einen Pfeil, dessen Schaft bräunlich gefleckt war, mit den Worten: "Gib ihm das und sage, es hätte diese Nacht auf meinem Herzen gelegen". - Vasudeva war nun also mit seinen Gefährten ein Rechtloser geworden, und im Rausch der Macht wurden nicht nur Vieh und Waffen, sondern auch Seide und Edelsteine geraubt, und auch das Blut war nun nichts mehr, was zu scheuen war. Sie schonten es, aber sie fürchteten es nicht, und nur Vasudeva erkannte früh, daß wer in der Macht sei, auch neben der Sünde sei. Wenn er auch mal ein Mädchen in seine Hütte nahm, so nur für kurze Zeit, und ein schaler Geschmack blieb lange auf seinen bitteren Lippen. Der Genuß zog zur Erde, und nur das Schwert hob den Mann zu den Sternen empor. Mitunter setzte sich Vasudeva von seiner Umgebung ab in die Wälder und brachte wohl eine nie gesehene Blüte oder Frucht mit zurück. Dann schwieg er für viele Tage oder er legte die alte einfache Kleidung an und hütete wie früher allein die große Herde. Und etwas wie eine Erkenntnis überkam ihn dann und das Bewußtsein, daß er im Grunde log. Als einziger unter allen Furchtlosen erkannte er, daß er geirrt hatte. Er erkannte es nicht durch seine Gedanken, sondern an dem schweren Schlag seines Herzens. Und von Tag zu Tag wurde die Last ihm schwerer in seinem Blut. Er fühlte, daß die Götter ihn zu anderem bestimmt hatten als zu diesem, aber er vermochte nicht zu erkennen, zu welchem Weg seine Füße geboren waren. Wir erinnern uns hier der Worte seiner Mutter "... die Götter mögen deine Füße leiten." Als er längere Zeit bei einem Heiligen zugebracht, aber kein Antwort auf die sich selbst gestellten Fragen empfangen hatte, verabschiedete ihn dieser mit den Worten: "Der geht nicht leichter,

der Macht und Reichtum in seinen Händen trägt. Und der geht am schwersten, der Blut in ihnen tragen muß. Denn er hat vergessen, daß wir ohnedies schon so viel zu tragen haben, daß unsere Knie wanken: das Leben ..." "Und wer geht leicht, Vater?" "Wer alles abgibt, die Wünsche, die Begierden, die Sehnsucht, eben das Leben. Denn nichts als dieses ist das Leben." Hier ergeht sich der Dichte wieder in philosophischen Gedanken. - Zu der Zeit mußte Vasudeva viel an seine Mutter denken. Aber mit der Rückkehr müßte es ein anderes Leben mit der Mutter geben als in der Vergangenheit. - Als der Bettler später zurückkehrt, übergibt er Vasudeva den Pfeil Der Bettler aber soll von diesem schweigen. - Eines Tages wird Vasudeva - im wahrsten Sinne des Wortes - gewahr, daß etwas im Busche ist, indem sich neben seinem Pfad am Waldrand ein Zweig bewegt, wovon er bald überzeugt ist, daß es kein Tier hervorgerufen hat. Er findet dann auch an einem Dornstrauch den Faden eines Gewandes, das keiner von den Seinen trug. Allem Anschein nach hatten sich Kundschafter ihrer Siedlung genähert, wobei Vasudeva der Überzeugung war, daß es sich diesmal nicht um die Fremden, sondern die von diesen Beraubten handelte, welche das Ihrige wiedergewinnen und Rache nehmen wollten. Nun drängte es allerdings sein Volk nach langer Ruhezeit wieder zu Kampf und Blut, so daß er aufgrund seiner Wahrnehmungen ausrufen konnte: "Wir werden kämpfen, schärf die Waffen und enthaltet euch der Liebe!". Was ihn indessen selbst betraf, war es so, daß Vasudeva der bevorstehenden Auseinandersetzung nicht froh war wie die anderen. Er fragte sich, was hinterher anders sein und daß es ihm schwer sein würde, auf die Toten zu blicken. Er wunderte sich über seine Gedanken und versuchte zu ergründen, woher sie wohl kämen. Aber er fand nichts außer dem Pfeil, den er am Herzen trug. Doch mußte es weiter zurückreichen als der Pfeil. Es mußte begonnen haben, als sein Herz angefangen hatte, leer zu sein. In diesen Nächten träumte ihm viel von seiner Mutter. Sie stand oder ging schweigend durch den Rand seines Lebens, mit einer schrecklichen Fremdheit. Unbeachtet dieser seelischen Belastung bereitete er mit verstärkter Leidenschaft die Verteidigung vor. Doch traf sie der Angriff unvermuteter, als sie gedacht hatten, auch erkannte Vasudeva sofort, daß der zwar zahlenmäßig unterlegene Gegner mit einem verzweifelten, auf alles setzenden Kampfeswillen auf sie eindrang. Aber nun machten Vasudevas Gefährten die sie lähmende Beobachtung, daß .er über dem ersten, den sein Schwert getroffen, vornübergebeugt stehenblieb und auf ihn hernie-

derblickte, wie auf ein Tier, das er erlegt hätte. Er erschien ihnen wie ein Verzauberter oder Wahnsinniger, und sie mußten die Schwerter über ihn halten, um ihn vor einem schnellen Tod zu schützen. Angeschrien erwachte er, sah die Seinigen an und sagte leise: "Heute Abend werde ich aufgehört haben, zu verderben ...". Nun aber stürzte er sich umso wilder in den Kampf, der sich furchtbar blutig entwickelte und so geschickt und so lange geführt wurde, bis keiner der Angreifer entkam. Und Gefangene wurden ganz sicher nicht gemacht. Aber sie hatten natürlich auch eigene Verluste, nicht nur an Menschen, sondern auch an in Flammen aufgegangenen Hütten, so daß es Sieges- und Klagelieder gab. Vasudeva aber wollte allein sein und saß nun da von einer gespenstischen Unwirklichkeit des Todes zu seinen Füßen umgeben, nichts denkend, nur leidend. Auch diese ganze Stimmung einschließlich der Natur wird wieder wunderbar beschrieben, um einmal darauf hinzuweisen, daß hier nicht alles zur Sprache kommt, was diese einzigartige Dichtung in sich birgt. - Und nun nimmt der übermüdete und beinahe eingeschlafene Vasudeva eine Gestalt wahr, ohne zu wissen oder wissen zu wollen, ob es ein Mensch, ein Geist oder ein Trugbild ist. Er sah jedoch, daß dieses Wesen aus einer Holzflasche die Finger der rechten Hand befeuchtete und dann über die Stirn oder Augen der Toten strich, als zeichne es die Gesichter, um sie bei der ewigen Wiederkehr nicht zu verlieren. In seiner traumhaften Verfassung erwartet aber Vasudeva, auch getränkt zu werden, da er doch ein Lebender ist. Nebenbei gesagt, was wir jedoch beinahe ahnen, hat die mit jener Gestalt identische Mutter das Wasser aus der Quelle hinter den drei Palmen mitgebracht. Während Vasudeva von einem Gefühl des Friedens erfaßt wird, rührt etwas Kühles an sein Herz, das er als den Pfeil empfindet, den ihm der Bettler gebracht hatte. Die Mutter schien ihn nicht zu sehen oder für einen Toten zu halten. Er aber sah nun auch, daß ihre Hand mit den Wassertropfen über die Lippen der Toten glitt. Als sie nach dieser Verrichtung nun an ihm vorüberging, sprach er sie leise an: "Mutter", was er, da sie weiterschritt, lauter wiederholte; doch der Ruf erreichte sie offenbar nicht, so daß er dann ihrer Gestalt folgte, während sie sich dem Schatten weiterer, vieler gehäufter Toten zuwandte. Da ergriff Vasudeva Angst, daß die Flasche geleert sein würde, ehe sie ihn erkannte. "Mutter", sagte er leise, "wirst du deinen Sohn nicht tränken?". Aber sie hörte ihn nicht, sondern hob mit beiden Armen einen Toten ganz sanft zur Seite, weil der auf der Stirn eines anderen lag. Nachdem sie auch diesen

getränkt hatte, fragte sie: "Sind es noch mehr? Ich denke, es müßte der letzte sein ..." Auf Vasudevas nochmalige Frage, ob sie ihn nicht tränken wolle, antwortete sie: "Ich tränke nur die Lebendigen, aber die Toten darf ich nicht tränken." Für die Mutter sind nach ihrem Glauben offenbar die Toten die Lebenden; sie haben das befristete Erdenleben, überwunden und sind nun in das überirdische, ewige Leben eingegangen. Auf die abermalige Bitte Vasudevas "Tränke auch mich, Mutter, denn bald werde ich nun bei denen sein, die du die Lebendigen nennst ..." ¹ Dann setzte sich die Mutter unter einen Baum, und Vasudeva lag zwischen ihre Knien wie zu den Zeiten, als er noch ein Kind war. "Die Schande hast du nun abgewaschen", sagte sie. "Und jetzt wirst du beginnen, das Blut abzuwaschen ... es wird länger dauern als das erste." Die Aussage der Mutter "Die Schande hast du nun abgewaschen" entspricht Vasudevas ursprünglicher Auffassung, von der sich zu lösen er aber angefangen hat. Das Abwaschen des Blutes wird dagegen eines allmählichen Sühneprozesses bedürfen. - Nachdem beide noch eine Weile dagesessen hatten, während es langsam Morgen wurde, standen sie auf, ohne etwas zu sagen, die Mutter legte den rechten Arm um die Schulter des Sohnes, und so verließen sie diese Stätte.

Hiermit endet der erste Teil der Legende.

Wir kommen nun zum zweiten Teil.

Lassen Sie mich dazu eine kurze Vorbemerkung machen. Genaue Kenner des Werkes könnten in unserer Betrachtung dieses Teiles einige durchaus nicht unwesentliche Stellen vermissen, welche aus Zeitgründen von mir ausgelassen werden mußten. Insoweit ist dieser Teil etwas geraffter ausgefallen als der erste, was ich jedoch im nachhinein nicht bedauere, da Teil I die ganze wechselvolle Entwicklung des Helden Vasudeva aufzeigt, welche zu Beginn von Teil II weitgehend abgeschlossen ist. Er ist ein Geläuterter geworden, der noch weiter an sich arbeitet, ein Suchender bleibt und noch manches wird erleiden müssen, wodurch er schließlich aber entsühnt wird. Sein Hauptanliegen wird dann darin bestehen, daß er in einem Einzelfall um

1. Hinter diesen Worten offenbart sich eine Todesahnung.

das Recht kämpft. Durch die etwas ungleiche Behandlung der beiden Teile wird aber der Gesamteindruck vom Werk meines Erachtens nicht geschmälert.

Vasudeva, der mit seiner Mutter in sein Heimatdorf zurückgekehrt ist, bleibt jetzt ein Jahr lang bei ihr. Man wußte nicht, ob er nun ein König oder ein Bettler sei. Nur seine Mutter wußte, daß er nichts als ein Suchender war, der gelitten hatte und weiter leiden würde. Im Einvernehmen mit der Mutter geht er auf die Suche nach einem Heiligen, um bei ihm zu lernen, was von Göttern und Menschen gewußt wurde in dieser Welt. Er fand ihn und blieb drei Jahre bei ihm. Unter anderem erfuhr er dort auch von der Geschichte der Mächtigen und der Rechtlosen. Er geht dann auf die Wanderung, um sich "hinzugeben", um in sich zu gehen in dem Sinne, daß er dreißig Jahre seines Lebens nur genommen hatte, die andere Hälfte nur geben sollte. So kehrte er heim und wurde ein Trost seines Dorfes. Als ein Mittler zwischen den Göttern und den Menschen, erleichterte er den Dorfbewohnern, etwa auch durch Handauflegen, das Leben, wie sie es nie vorher erfahren hatten. Auf neuer Wanderschaft mit Stab und Wasserflasche ging er auch in die Dörfer im Osten, denen er so viel schuldig war, ich ergänze von mir aus, durch seine früheren Untaten. Alles war dort inzwischen wieder in Ordnung gekommen, und die Menschen wurden nicht mehr bedroht und waren rundum zufrieden. Er half ihnen auch bei ihrer Arbeit in den Reisfeldern. - Einige Zeit nach seiner Rückkehr vernahm er in der Ferne ein leises Dröhnen, was ihn an damals erinnerte, als sein Irrtum und Unglück begonnen hatten.

Und wieder kamen Außenstehende, zwei Reiter, aber in ihrer vornehmen Kleidung und Ausrüstung ganz verschieden von den damaligen Räubern. Sie schienen auch ein anderes, weiteres Ziel zu haben. So wären sie auch unverzüglich weitergeritten, wenn sich ihnen nicht ein Hindernis entgegengestellt hätte. Der alt gewordene Vater des seinerzeit von dem Pfeilschuß verletzten Knaben kam ihnen mit einem kleinen Büffel entgegen, der Lasten zu tragen hatte. Dieser wurde offenbar durch den fremden Geruch der Pferde oder die blitzenden Waffen verstört, weigerte sich störrisch, weiterzugehen, und stellte sich schließlich gar quer, so daß die Reiter halten mußten und mit scharfen Worten freien Weg verlangten. Vasudeva suchte einzugreifen, das Tier aber wurde immer widerwilliger, und letztendlich glitt die Last von sei-

nem Rücken, wodurch die Bahn nun endgültig und für längere Zeit versperrt wurde. Kurzum, die Reiter wurden jetzt unwillig und meinten, ein Heerführer des Statthalters habe auf keinen stinkenden Büffel zu warten, und auch der Vorschlag, einen ganz kleinen Umweg zu machen, wurde rigoros zurückgewiesen. Die Auseinandersetzung endete damit, daß das Tier blitzschnell von einer Lanze getroffen wurde und stöhnend zu den Füßen der Umstehenden verendete. - Am nächsten Morgen nahm Vasudeva Abschied von Mutter und Dorf und machte sich zur Königsstadt auf, um dort um Recht zu bitten. "Einen weißen Büffel mit vergoldeten Hörnern werde er wiederbringen", hatte er lächelnd zu dem Geschädigten gesagt, "und zwischen den Hörnern werde eine goldene Tafel hängen, auf der geschrieben sein werde, daß das Recht ein Geschenk der Götter und Könige an die Armen sei". Unterwegs unterhielt er sich mit den Arbeitenden und erzählte auch von dem Zweck seiner Reise, worauf ein Alter ihm riet, lieber gleich umzukehren. Noch nie habe er erfahren, daß ein Armer das Recht gewonnen habe gegen einen Reichen und das Grab leichter zu finden gewesen sei als das Recht. So war das Herz Vasudeva auf der weiteren Wanderung nicht mehr so leicht. Je mehr es auf die Hauptstadt zuing, hörte seine Einsamkeit auf, indem der Verkehr auf den Straßen, wie wir heute sagen würden, immer mehr zunahm. Er erblickte dann von weitem ein hohes steinernes Haus, bei dem sich die Wandernden anscheinend zusammendrängten und ein Stau entstand. Beim Näherkommen sah er, daß dort Krieger etwas golden Leuchtendes bewachten und die Vorüberziehenden sich zur Erde warfen, ehe sie ihren Weg fortsetzten. Vasudeva meinte nun, daß dort ein Bild des Gottes aufgerichtet sei. Doch dann erkannte er, daß es ein menschliches Gesicht aus reinem Gold war, auf einer Säule von weißem Stein, also kein Gott, sondern ein verherrlichter Mensch. Auf die Frage an einen Knienden, wessen Bild das dort sei, flüsterte der schnell, daß dies das Bild des Königs sei und von allen so zu verehren, wie er von den anderen sähe. Wegen Vasudevas distanziertem Verhalten wurde er von den Kriegern umdrängt, denen er, bevor er Schläge und Verwünschungen empfing, sagte, daß seine Mutter ihn nicht gelehrt habe, vor Menschen zu knien. Daraufhin wurde er gefesselt und an den Sattel eines der Pferde gebunden. Aus mitleidigen, aber scheuen Blicken Umstehender schloß er, daß er nach Meinung vieler recht getan hatte. - Nach etlichen vorangegangenen mehr oder weniger versteckten Bezügen werden wir uns spätestens bei dieser Szene voll bewußt, inwiefern

Ernst Wiechert mit der Erzählung den Nationalsozialisten suspekt werden mußte und sich ihnen damit quasi ans Messer lieferte. Da ist einmal der Gewaltherrscher, der sich zum Gott erhoben hat und als solcher anbeten läßt, der die Macht mißbraucht, schon dadurch, daß er das Recht aus seinem Gesichtskreis Verbannt hat. Und da ist das Volk, das sich vor ihm beugt, ohne Unterschied, ob es in der Minderheit zu ihm hält oder sich zum größeren Teil von ihm innerlich distanziert. Von letzteren ist Vasudeva teilweise umgeben, was sie aber höchstens mit versteckten Blicken andeuten dürfen. Stellen wir daneben unseren "Führer", welcher sich auch Gott gleich vorkommen mußte, wenn er seine Bäder in der Masse nahm, wozu ihm genug Gelegenheit geboten wurde. Und dann entwickelte er sich zu einem der größten Rechtsbrecher aller Zeiten, indem er Millionen unschuldiger Menschen durch seine Schergen vernichten ließ. Auch die erzwungene Verschwiegenheit haben wir wohl alle nicht nur erlebt, sondern selbst geübt.

- Die erwartete Karawane, welche Geschenke, insbesondere wilde Tiere die man dem Herrscher in einem fernen Land gemacht hatte, mitbrachte und der man Vasudeva mitgeben wollte, rastete für einige Stunden, währenddem auch er zu essen und trinken bekam. Dabei ließen die Leute erkennen, daß sein Leben verwirkt sei, da der König sich als einen Sohn der Götter betrachtete und göttliche Ehren für sich in Anspruch nehme. Um ihn, einen Unschuldigen, nicht zum Tode führen zu müssen, erbot sich Vasudevas Wärter, seine Fesseln lösen und mit ihm fliehen zu wollen. Vasudeva zu ihm: "Ich würde mit dir fortgehen, denn ich suche nicht den Tod. Aber ich suche das Recht, und das ist mehr als der Tod". Auf ihrer Reise trafen sie noch viermal das gleiche Bild von Gold, und jedesmal kniete die Menge im Staube, doch schlug man Vasudeva nicht mehr, weil ihm der Tod gewiß war. Mach Ankunft in einem Palasthof ließ sich der Führer der Leibwache von Vasudeva berichten und sagte dann: "Wer die Stirne nicht in den Staub legen will, kann manchmal seinen Kopf im Staube wiederfinden". Vasudeva war einerseits traurig, daß sein Leben enden würde, bevor er alles "abgewaschen" hätte, doch glaubte er, daß er wiederkehren würde und daß die Götter ihm eine Gestalt geben würden, in der es ihm möglich war, gutzumachen. - In den nächsten Tagen läßt sich der König Murduk herbei, mit Vasudeva zwei Gespräche zu führen, in denen es hart auf hart geht, wenn im ersten Vasudeva etwa sagt: "Herr, in meiner Heimat knien wir vor den Göttern, und anders kann ich es auch in der Fremde nicht halten". "Ich bin dein Gott!",

sagte die Stimme (= König) langsam. Bezeichnend sind u. a. auch die Worte des Königs, "daß die Macht nur ist, wo das Schwert über alles Widerstrebende geht wie die Sichel über das Gras". Aber "wenn das Schwert stumpf wird oder das Recht aufstehen will gegen die Macht, verwelkt oder verfault diese". Daraus folgt, daß Vasudeva mit seinem Anliegen daß die Täter, die den Büffel getötet haben, bestraft würden und der Geschädigte Buße erhalte, nicht durchkommen wird. Und dazu paßt das Angebot des Herrschers, daß er Vasudeva vielleicht das Leben schenkt wenn er ihm sein Recht schenkt. Nach diesem Gespräch wird Vasudeva nicht in die ihm zuerst zugewiesene Mauernische zurückgeführt, sondern in einem großen Gemach mit weitem Blick über die Stadt und die sie umgebenden Wälder untergebracht. Diese Sonderbehandlung sieht Vasudeva aber durchaus nicht als Vorzug an, vielmehr erschien ihm das gegen Ende des Gespräches vom König in Verbindung mit der Sanftheit der Stimme zur Schau getragene Lächeln nicht geheuer. "Ein Feind war er, der stärkste, den er jemals getroffen hatte. Nicht weil er ihm das Leben nehmen wollte, sondern das reine Herz, und als ein Geschändeter sollte er einmal eingehen zu den Toten."

- Zwischen den beiden Gesprächen gibt es eine kurze, doch nicht unwichtige Szene mit einem Affen, die episodenhaft erscheinen könnte, es aber nicht bleibt, da das Tier später noch einige Male in Erscheinung treten und eine Mission erfüllen wird. Dieser Affe wird zwar vom Herrn und seinem Hofstaat wie alle seine Artgenossen in Indien "heilig" gehalten, aber er ist auch ein Gefangener und Leidensgenosse Vasudevas und als solcher stellt er sich auch dar. Ich finde diese Stelle besonders anrührend und möchte sie deshalb auch gern vorgelesen wissen. - Während das erste Gespräch im Thronsaal stattgefunden hatte, sitzen König und Vasudeva im zweiten auf dem Dach des Palastes, wo sie nur die Sterne über sich haben, wie auf einem hohen Berge, still, rein und einsam, die Feuer der Stadt unter sich, und mitunter kam von ganz ferne ein verwehtes Lied herauf. - Zu Beginn dieses (etwas längeren) Gespräches fragt der König Vasudeva nach dessen Zeiten seiner Macht. Wenn der König, sagte Vasudeva, seinen Tod beschlossen habe, könne er die Geschichte von seinen verlorenen Jahren erzählen, was er dann auch tut. Am Ende macht er die Bemerkung, wenn er noch so wäre wie damals, hätte er ihn (den König) schon längst vom Rande des Daches gestürzt und das Weite gesucht. Nun zeigt Vasudeva dem König die Grenzen von dessen Macht auf: "Du trägst das Schwert des Landes und kannst es fal-

len lassen, und so meinst du, du seist ein Herr des Lebens. Aber du bist nur, was ich damals war: ein Knecht des Lebens. Denn deine Ängste treiben dich, ich aber lenke nun meine Ängste, auch die Angst vor dem Tode. Ich lenke sie, so daß ich mich nicht verkaufe, und als ein Unverkaufter werde ich zu den Göttern gehen". "Hier ist einer, der dich nicht anbetet. Alle andern beten dich an, wenn auch nur zum Schein, aber ich bete dich nicht an, daran erkennst du, wie Ohnmächtig du bist." - Der König berichtet dann, wie seine Vorfahren einst aus dem Land hinter den Schneebergen in dieses Land gekommen waren und den Widerstand der hier lebenden Menschen brachen, in der Erkenntnis, daß nur der Schrecken beugen kann und nicht die Liebe. Bei alledem klingt die Stimme des Königs sanft und müde. - Vasudeva macht den König noch einmal darauf aufmerksam, wie willkürlich jener Mann handelte, der den Büffel töten ließ; wie er seine Macht den Wehrlosen gegenüber mißbrauchte, ohne daß es der König erfahren hätte. "So unwissend ist die Macht. Der alte Mann in meinem Dorf, der auf den weißen Büffel wartet, hält dein Los in seinen schwachen Händen." "Ich will ihm hundert Büffel schicken", flüsterte die Stimme, "weiße, mit vergoldeten Hörnern, wie du gesagt hast. Aber knie nieder!". Vasudeva: "Im Dorf wird man sagen: Wie groß muß der König sein, der mit der Rechten den Tod gibt und mit der Linken das Recht!" - Als der König noch einmal betont, daß ihn bis jetzt noch niemand überwunden hätte, und Vasudeva sollte es auch nicht tun, erwidert dieser: "Nicht ich wollte es sein, Herr. Du selbst solltest dich überwinden." ... "wenn du eine Mutter hättest wie ich, würde es dir leichter fallen ..." - Nach einer Pause fragt der König: "Du liebst deine Mutter?" "Mehr als mein Leben, Herr". "Mehr als dein Leben ...", wiederholte Murduk. "Wir werden uns erinnern, Vasudeva, hörst du?" - Von dieser Nacht blieb Vasudeva einen Monat ganz allein. Er verweigerte fast jede Nahrung. Wenn er nach dem Fürsten fragte, so legte man die Hand an die Lippen. Er selbst konnte nicht vergessen. Er erinnerte sich. Wir wollen mal ergänzen: an die Frage des Königs "du liebst deine Mutter?" Von da an blieb er den ganzen Tag auf der Galerie, die Augen immer auf einen Punkt gerichtet, wo die Straße aus den Wäldern trat; dort erwartet er das Erscheinen der großen Prüfung, der letzten, die die Götter schicken. Dieses Warten wurde zu einer sich ständig wiederholenden Marter. - Am Nachmittag eines jeden Tages gesellte sich der kleine Affe zu ihm, und seine traurigen Augen waren immer auf Vasudeva gerichtet. Vasudeva nannte das Tier den "Boten des letzten

Weges". - Eines Tages vernahm Vasudeva schnellen Hufschlag in den Straßen, und sein Herz schien stehenzubleiben. Unter den Reitern entdeckte er eine verhüllte Gestalt, welche ihre Augen zu den Mauern aufhob. Vasudeva kehrte in den Winkel seines Raumes zurück. Er wußte nicht, wieviel Stunden vergangen waren, es war Nacht geworden, da wurde die Tür geöffnet und eine Lampe neben der Schwelle niedergesetzt. Jemand trat ein und schloß die Tür wieder leise hinter sich. Vasudeva stand auf und ging seiner Mutter entgegen. Sie saßen wieder so, wie in jener Nacht nach dem großen Sterben, Vasudeva zwischen den Knien der Mutter. "Im Feuer, Mutter?" wiederholte er. "Sagtest du: im Feuer?" Offensichtlich hat der König die Mutter Vasudevas holen lassen, damit sie ihn veranlaßt, die Stirn vor Murduk in den Staub zu legen und so sein Leben zu retten. "Und das wollte er? Das? fragt Vasudeva. "Ja, das will er". "Und was antwortetest du?" Darauf die Mutter: "Ich sagte ihm, daß wir beide sterben würden, zuerst ich durch das Feuer und dann du durch sein Schwert." "Und ... was sagte er?" "Er sagte, da du deine Stirn nicht gebeugt hättest, so wäre es möglich, daß er es für dich tun müßte, damit niemand auf der Erde lebe, der es verweigert hätte." Aber es könne erst geschehen, wenn du nicht mehr zusehen könntest." Das klingt paradox, aber es ist nur zu erklären aus dem fanatischen Willen des Tyrannen, seine starren Prinzipien durchgesetzt zu sehen. Vasudeva erwägt den Gedanken, "wenn er ihn töten würde, wäre alles nur ein Traum gewesen", und die Mutter ergänzt "auch das Recht ... auch dein Name ...". Als Vasudeva die Mutter leise fragt: "Fürchtest du dich?", erwidert sie: "Wovor sollte ich mich fürchten? Die Götter werden schon die Arme ausgestreckt haben, um uns aufzuheben." "Du wirst Schmerzen leiden", flüsterte er. "Schmerzen und Freuden sind ein Trug. Vasudeva, einmal sagte ich dir, du müßtest alt werden, um es zu erfahren. Siehst du, wie gnädig die Götter es mit uns meinen." Sie will damit sagen, daß sie beide diesen Reifeprozess schon längst durchgemacht haben. Diese feste Haltung erinnert uns an die Märtyrer früherer Zeiten, aber auch an manche in den Konzentrationslagern, welche die Todesqualen durch ihren starken Glauben überwand. - Vasudeva und seine Mutter saßen auf der Brüstung über dem Hof und sahen auf den großen Platz vor dem Palast nieder, wo man begann, Holz herbeizutragen. Der Platz war mit Menschen gefüllt, Armen und Bedrückten, die noch ihren Enkelkindern erzählen würden, daß Vasudeva starb, damit das Recht lebe. - Der Fürst erscheint, und es ergibt sich ein Gespräch, in dessen Verlauf Vasu-

deva Murduk wissen läßt, daß er, wenn er ihn töte, noch ein König sein könne, wenn auch ein blinder, wenn er aber seine Mutter töte, sei er nur ein Mörder. Darauf sagt Murduk: "Wenn die Könige morden, nennt man es Pflicht!" "So tue deine Pflicht, Herr." Ungeführt geht die Mutter auf den Scheiterhaufen zu. Als die Flammen zu knistern begannen, legte Vasudeva die Arme über der Brust zusammen und erhob die Stirn. Das Volk sagte später, daß seine Augen geleuchtet hätten. Aus dem Scheiterhaufen aber ertönte eine sanfte, dunkle Stimme, die aus dem Feuer geboren schien. Ich zitiere nur den ersten der drei Gesänge der Mutter: "Selig ist der Leib, der dich geboren, o Vasudeva! Der Mörder des Waldes glitt über mein Dach. Sie nannten es ein Zeichen; (denken wir hierbei an den Anfang der Geschichte) aber mit dem Lotos spielte deine Hand, und die Flöte erklang uns, die du als Hirte gespielt vom abendlich dämmernden Hügel ...

Selig ist der Leib, der dich geboren, o Vasudeva!" Allmählich erstarb die Stimme. Als die Sonne hinter das Dach des Palastes sank, glitt der kleine Heilige (der Affe) von der Brüstung hinunter zu Vasudeva und sah still und traurig zu ihm auf, der sein Gefährte gewesen war. Danach ging er langsam auf den Holzstoß zu, kauerte sich nieder und blickte in die Flammen. - Bei Sonnenuntergang trat Vasudeva vor die Stufen des Thrones und sagte ohne Haß: "Du hast nicht gesiegt, o Herr". Der Angeredete sah auf die ersterbende Flamme, vor der das Tier noch immer kauerte. Es war, als lausche Murduk noch immer auf die Stimme, die längst vergangen war. Dann flüsterte er: "Tötet ihn!" Als sich nichts regte, schrie er und seine Stimme bebte vor Verzweiflung - "Tötet ihn!" Der Führer der Leibwache trat neben Vasudeva, das nackte Schwert in der Hand. Vasudevas Augen waren ohne Haß auf das Antlitz des Königs gerichtet. Da blitzte das Schwert und färbte sich. Der Körper blieb liegen, wo er gefallen war, und als sich das Tor des Palastes geschlossen hatte, kauerte sich das Volk lautlos um den Toten. Als das Feuer erlöschen war, kam der kleine Affe, kauerte sich neben der Leiche nieder und ließ sich nicht verjagen. - Am Morgen befahl Murduk, die Leiche in die Asche zu legen und Steine über der Feuerstelle zu einem Mal aufzurichten. Immer um die Mittagszeit ritt Murduk an dem Totenmal vorüber. Er hielt an, starrte auf die flimmernden Steine, flüsterte "Sie beben" und ließ noch mehr Steine aufschichten. - Oft erscheint Vasudeva dem Fürsten im Traum, manchmal vom kleinen Affen an der Hand begleitet. Der Tote schien zu sprechen, aber der König verstand, obwohl er sich in unsäglicher Qual bemühte,

kein Wort. - Eines Abends ließ Murduk seinen Sohn zu sich kommen und behielt ihn die ganze Nacht bei sich. Am Morgen rief er seine Vertrauten zu sich, gürtete sich mit einem Lendentuch, nahm eine Matte über den Arm, eine Holzschale in die Hand, wies die Seinigen mit einer strengen Bewegung zurück und ging über den leeren Platz zum Totenmal. Dann setzte er sich in eine zwischen den Steinen entstandene Höhle, breitete seine Matte aus, stellte die Schale vor den Eingang und ließ sich nieder. Er lehnt seinen Kopf an die kühlen Steine und fühlt, wie sich sein Herz öffnet und Friede in ihm einzieht. Eines Morgens ist seine Schale gefüllt und ein Lotuszweig über die Rundung gelegt. Er fühlt, wie das Glück ihn zu verwandeln beginnt. Eines Abends aber erschien das kleine Tier am Eingang der Höhle und blickte nach dem Begrabenen hin, kauerte sich dann zu Murduks Füßen zum Schläfe nieder. Da weinte Murduk zum ersten Mal, seit er sich erinnern konnte. Damit beginnt seine Erlösung - seine Seele wird frei für ganz andere Empfindungen. - Wir hören gleich den kurzen Schluß der Legende, deren allerletzter Satz zu einem Mißverständnis führen könnte, dem ich im ersten Moment selbst erlegen war. Mit dem "Er bebte nun nicht mehr" ist nicht der König gemein sondern der Stein, an den er seine Wange gelegt hat. Wir hatten vorhin gehört, daß der König, wenn er am Totenmal vorbeikam, sagte: "Sie beben". Das erging ihm jedesmal so, einmal auch in Gegenwart des Führers der Leibwache, den er darauf ansprach: "Sie beben, siehst du es? Die Steine beben". Als der Mann gutmeinend den König von einer Täuschung überzeugen wollte, blieb dieser bei seinem "Sie beben" und sagte: "Geh, daß ich dich nie mehr sehe!". - Dieses Beben war in Wirklichkeit ein Prozeß, der sich in seinem Inneren abspielte, bevor er zur Ruhe kam.

Mit dieser Interpretation zu Ernst Wiecherts Novelle
DER WEISSE BÜFFEL oder Von der großen Gerechtigkeit
hat Herr Franz-Albert May für unsere Veranstaltung am 19. Oktober 1994
eine anerkennenswerte Arbeit geleistet. Wir danken ihm dafür herzlichst.

Für den ERNST-WIECHERT-FREUNDKREIS BRAUNSCHWEIG

(Horst Radeck)